Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe täglige Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Für die Montag-Morgen-Ausgabe: Sonnabend Mittag.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 622. **Sonnabend** den 21. December 1895. **89. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 21. December.

Bei der **Etatsdebatte** im Reichstage hat die **deutsch-conservative** Partei es zu vermeiden gewußt, daß die Gegensätze, die in ihrem Lager sich allmählich herausgebildet haben, zu Tage traten. Nach der Weihnachtspause wird sich der Schein der Einigkeit nicht mehr bewahren lassen; muß er der Wirklichkeit nicht schon früher weichen, so weicht er sicherlich bei der ersten Lesung des **bürgerlichen Gesetzbuches**. Bekanntlich wurde der „Köln. Z." berichtet, es mache sich in der Partei ein immer mehr wachsender Widerstand gegen das baldige Zustandekommen dieses großen nationalen Werkes bemerkbar. Die „Conservat. Corr." widersprach dieser Behauptung und bezeichnete sie als „denunciatorische Erfindung". Der „Reichsbote" dagegen sprach die Vermuthung aus, die Meldung des rheinischen Blattes sei auf Artikel der „Corr. des Bundes der Landwirthe" gegen das Gesetzbuch zurückzuführen. Dazu bemerkt nun die bündlerische „Deutsche Tagesztg.":

„Der Umstand, daß die conservative Partei mit den Aeußerungen des „Bundes der Landwirthe" nichts zu thun habe, ist allgemein bekannt. Im Uebrigen glauben wir aber, erklären zu dürfen, daß ein großer Theil der conservativen Partei, vielleicht die Mehrheit, mit uns der Anschauung ist, daß das längere Warten auf ein einheitliches bürgerliches Gesetzbuch ein kleineres Uebel sei als die unveränderte Annahme des Entwurfs. Wir sehen nicht ein, weshalb man aus dieser ersten und wohlbegründeten Ueberzeugung ein Hehl machen soll".

Herr v. Plötz hat in Königsberg erklärt, die deutschconservative Fraction stehe völlig auf dem Standpuncte des Bundes der Landwirthe, ohne eine einzige Ausnahme. Die „Corresp. des Bundes der Landwirthe" und die „Deutsche Tagesztg." bekämpfen die schleunige Erledigung des Entwurfs; das letztere Blatt behauptet, „vielleicht die Mehrheit" der conservativen Partei sei derselben Meinung. Wie reimt sich das mit der entrüsteten Behauptung der „Conservat. Corr.", es sei eine „denunciatorische Erfindung", wenn das Wachsen des Widerstandes in der conservativen Partei behauptet werde? Glaubt das conservative Parteiorgan, der Widerstand des Bundes der Landwirthe werde sich bis zur Berathung des Entwurfs überwinden lassen? Das würde vielleicht möglich sein, wenn bis dahin die Regierung ihren Widerstand gegen den Antrag Kanitz aufgäbe. Da aber die Regierung unmöglich heute für möglich erklären kann, was sie gestern für unmöglich erklärte, so muß bei der Berathung des bürgerlichen Gesetzbuches der Gegensatz zwischen reinen und bündlerischen Conservativen scharf hervortreten, wenn nicht etwa — was wir nicht glauben mögen — die reinen Conservativen auch in diesem Falle dem Bunde der Landwirthe trotz des kaiserlichen Wunsches, der Reichstag möge jene Vorlage ohne lange Berathung annehmen, sich „löblich" unterwerfen.

Die Führer der **Socialdemokratie** wissen es so genau wie ihre Gegner, daß ihnen zum Eingang in das Paradies ihres Phantasiestaates ein fester Riegel vorgeschoben ist, so lange dem Zug der „Arbeiterbataillone" nicht die kleinen Bürgersleute und die „harten Bauernschädel" sich angeschlossen haben. Zweierlei Leute wollen aber auch zweierlei Kost. Was bei den „Zielbewußten" und dem sonstigen Proletariat der Großstädte, das an ein starkes Auftragen gewöhnt ist, seine Wirkung nicht verfehlt, das darf natürlich bei den von der socialistischen „Cultur" noch wenig beleckten Kleinstädtern oder gar bei den Bauern draußen als Anfangskost nicht verabreicht werden. Speciell bei den Bauern darf man ja, wie der schwäbische „Genosse" Kloß einmal ausführte, mit den „Endzielen nicht beginnen". So ist die Socialdemokratie allmählich zum Januskopf mit zwei Gesichtern geworden. Auf der einen Seite der Krieg der allgemeinen Revolution, mit deren Feuer man „unter sich" spielt, auf der andern Seite eine harmlose Gesellschaft, die keine heiligere Aufgabe kennt, als in der friedfertigsten Weise das allgemeine Weltglück herbeizuführen, bei dem jeder Staubgeborene bei möglichst geringer Arbeit den möglichst hohen Genuß seines Daseins hat und bei der alle bösen Sitten, die sich die Menschheit bei der jetzigen Gesellschaftsordnung angewöhnt hat, in der allgemeinen Weltharmonie zu lauter löblichen Tugenden sich auflösen werden. Um jedoch mit dieser doppelten Buchführung zu praktischen Erfolgen zu kommen, war es erste Bedingung, daß die Eingeweihteren es sich nicht beikommen ließen, an der inneren Unwahrheit dieses Doppelwesens Kritik zu üben. Fast wider Erwarten hat es sich aber auch bei der sonst so fest zusammengeschmiedeten Socialdemokratie gezeigt, daß man niemals ungestraft doppeltes Spiel treiben kann. Schon bei verschiedenen Gelegenheiten und an verschiedenen Orten hat sich die „schärfere Tonart" gegen die „Officiellen" geregt. Nun ist sie auch in Württemberg an die volle Oeffentlichkeit getreten. Der Genosse Klink von Affalterbach sucht in einer Broschüre den Nachweis zu liefern, „wie die Führer der Socialdemokraten Recht und Wahrheit achten". Die Zwistigkeiten haben bereits seit einiger Zeit gespielt, und von beiden Seiten ist schon grobes Geschütz aufgefahren worden. Es wäre nun gewiß nichts verfehlter, als wenn man dem Vorgehen eines solchen Mißvergnügten und seiner Freunde die Bedeutung zulegen wollte, als ob sie im Stande wären, eine ernsthafte Bresche in die socialdemokratische Organisation zu legen. Dazu müßten andere Kräfte aufstehen. Aber dazu hat man die volle Berechtigung, die ganze Bewegung als ein Symptom der inneren Gährung in der Socialdemokratie anzusehen, als ein Aufbäumen gegen den für die Jagd nach Wahlstimmen auferlegten Parteizwang. Die officielle Socialdemokratie bekommt in dieser Broschüre böse Dinge zu hören:

„Genossen, die sich unliebsam gemacht haben, werden persönlich angegriffen; man sucht sie zu verunglimpfen auf alle mögliche Arten und ihrer Ehre zu berauben. Lug und Trug, Verleumdung und Verdächtigmachung müssen herhalten, um solche vor der Oeffentlichkeit abzusägen. Keine bürgerliche Partei ist in diesem Punkt noch so weit gekommen, wie die socialdemokratische."

Dem Landesvorstand der socialdemokratischen Partei in Württemberg wird der „gute" Rath gegeben, „daß er, wenn er wieder lügen wolle, dies nicht in dieser plumpen Weise thun möge". Die Ursache von Allem, was der Verfasser auszusetzen hat, sei,

„daß die Socialdemokratie mehr und mehr ihren revolutionären Charakter verliert, daß mit Lügen und Gemeinheiten gekämpft werden muß, daß die Ehrlichkeit abhanden gekommen ist .... So ist es wirklich in der socialdemokratischen Partei, die aus einer Arbeiterpartei eine Partei für verkrachte Existenzen der Bourgeoisie geworden, in welcher sich diese eine Existenz suchen .... Ein Mensch, der einige Jahre auf der Universität die Hosen vertritscht und nachher sich in die Arbeiterbewegung drängt, wird angestaunt und bewundert ..."

Die leitenden Genossen selbst, die Klink „Parteipäpste" nennt und denen er den ärgsten Personenentitus vorwirft, werden mit allerlei lieblichen Namen bedacht. Es ließen sich manche Stilproben anfügen, die zeigen, daß Klink neben den parteipolitischen auch persönliche Zwistigkeiten ausfechten will, die mit der principiellen Frage nichts zu thun haben. Die üble Sitte, sachliche Kämpfe auch auf persönlichem Boden ausfechten zu wollen, scheint er sich in seiner Vergangenheit als „officieller" Genosse allzusehr angewöhnt zu haben. Daß aber die ganze Bewegung, die dieses neueste Schmerzenskind der schwäbischen Socialdemokratie anzuzetteln verstanden hat, den Führern äußerst ungelegen kommt, das beweisen die scharfen Mittel, mit denen man gegen ihn vorgegangen ist und mit denen man seiner Unbotmäßigkeit die Spitze abzubrechen gesucht hat. Nun hat sich das enfant terrible der schwäbischen Socialdemokratie aber doch an die volle Oeffentlichkeit gewandt, und seine Broschüre über „Recht und Wahrheit" bei den Führern der Socialdemokratie wird nicht nur bei den Gegnern derselben gelesen und beherzigt werden.

Nunmehr wird auch die **Schweiz** ein einheitliches Irrenrecht bekommen. Die schweizerischen Irrenärzte selbst haben der „Frkf. Ztg." zufolge einen Entwurf ausgearbeitet, welcher unter Anlehnung an die Verhältnisse der Cantone Genf und Neuenburg, sowie des englischen und schottischen Irrengesetzes die Grundsätze für ein Bundesgesetz in Vorschlag bringt. Der Entwurf betont nach englischem Vorgange den zweifellos richtigen Ausgangspunct, daß alle unzurechnungsfähigen Geisteskranken und Geistesschwachen des staatlichen Schutzes bedürfen, gleichviel ob sie sich in Anstalts- oder Privatpflege befinden. Diesen Schutz soll der Bund unter Mitwirkung der Cantone durch eine beständig von ihm besoldete Commission ausüben, welche wenigstens aus zwei erfahrenen Irrenärzten besteht, die mindestens 10 Jahre, davon 5 Jahre als verantwortlicher Vorsteher in einer großen Irrenanstalt thätig gewesen sind, und einem juristisch gebildeten Mitgliede. Diese Mitglieder sollen keinerlei anderen Beruf treiben dürfen. Befugnisse und Pflichten dieser Aufsichts-Commission sind im Allgemeinen nach englisch-schottischem Muster entworfen; indeß bleiben die vorgeschlagenen Gewährleistungen gegen mißbräuchliche Freiheitsentziehung hinter den englischen Bestimmungen und auch hinter denjenigen in den Niederlanden erheblich zurück. Dies gilt namentlich von der Mitwirkung des zuständigen Friedensrichters bei jeder länger dauernden Internirung, dann auch von den sehr zweckmäßigen, in bestimmten Zwischenräumen zu wiederholenden motivirten Begutachtungen, betreffend die fortdauernde Anstalts-Bedürftigkeit der Kranken. Beziehen sich doch die berechtigt befundenen Klagen in der Regel mehr auf eine ungebührlich verlängerte Festhaltung als auf mißbräuchliche Aufnahmen in Irrenanstalten. Auch die in England vorgeschriebene sofortige Anzeige jeder Aufnahme und jedes Abganges durch Entlassung oder Tod an die Aufsichts-Commission ist schon deshalb empfehlenswerth, weil letztere nur dadurch jederzeit den Soll-Präsenzstand jeder zu revidirenden Anstalt genau vorher kennt. Bezüglich dieses Punctes wird der Entwurf der schweizerischen Irrenärzte wohl noch einiger Erweiterung bedürfen, um die gewünschte volle Beruhigung gegenüber möglichen Anstaltsmißbräuchen zu gewähren. Bei diesem Anlaß sei daran erinnert, daß die Schweiz in Bezug auf die statistische Häufigkeit des Irreseins den meisten Ländern Europas voransteht; der Canton Zürich hatte sogar bei der letzten Zählung das höchste bis jetzt in der Welt beobachtete Verhältniß (3261 Geisteskranke und Geistesschwache auf 339 000 Seelen, somit fast 1 Procent der Bevölkerung) aufzuweisen.

In dem **englisch-amerikanischen Streitfall** ist noch nichts geschehen, was den friedlichen Austrag der Differenzen unmöglich zu machen geeignet wäre, im Gegentheil liegen noch weitere Anzeichen vor, welche erkennen lassen, daß der chauvinistische Rausch, in welchen die Botschaft Cleveland's das Amerikanerthum versetzt hatte, einer immer nüchterneren Betrachtung weicht. Im Senat erklärte, wie uns gemeldet wird, gestern Sherman, Amerika habe selbst die Monroe-Doctrin nicht beachtet, als es Texas und Californien annectirte, und tadelte die in der Venezuela-Frage zu Tage getretene Hast und Erregung. Zwar verwarf der Senat den Antrag Morgan, daß die Grenz-Commission vom Präsidenten der Union unter dem Beirathe und der Zustimmung des Senats gewählt werden solle, und trat dem Beschluß des Repräsentantenhauses bei, welches die Wahl der Commission ausschließlich in die Hände des Präsidenten legt, allein man ist im Senat der Ansicht, daß die Commission sich gar nicht an Ort und Stelle zu begeben brauche, sondern die Sache in Washington erledigen könne, da ihr dort die nöthigen Karten und Schriftstücke zur Hand seien und das Uebrige ihr jedenfalls von Venezuela geliefert werden würde. Das sieht schon aus wie Rückzug. Von noch größerer Wichtigkeit ist aber der Umstand, daß nach uns vorliegenden New-Yorker und Londoner Meldungen, in Erwiderung des Ersuchens zahlreicher Mitglieder der New-Yorker Handelskammer, welche der Botschaft Cleveland's nicht zustimmen, der Vorsitzende der Kammer sich entschlossen habe, eine Versammlung zu berufen, um zur Venezuela-Streitfrage Stellung zu nehmen, sowie daß maßgebende New-Yorker Bankkreise behaupten, Cleveland's Handlungsweise sei für die geschäftlichen Gebiete unheilvoll geworden, finanzielle Unternehmungen seien zum Stillstand gekommen; die in den Vereinigten Staaten erlittenen Verluste seien schon nach Millionen zu beziffern. Allerdings meldeten die „Times" gestern, die Gouverneure der 28 Staaten hätten bis auf zwei ihre Uebereinstimmung mit dem Vorgehen Cleveland's diesem telegraphisch ausgedrückt, diese Meldung kann indessen nur auf Solche Eindruck machen, denen die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten gänzlich unbekannt sind. Die Gouverneure gehören in den Vereinigten Staaten zu den gewerbsmäßigen „Parteipolitikern", und in welchem Ansehen diese dort stehen, braucht nicht erst gesagt zu werden. Da ist es denn doch von größerer Wichtigkeit, wie die maßgebenden Bank- und Handelskreise sich stellen. In der New-Yorker Handelskammer bezeichnete einer ihrer Alterspräsidenten, Smith, Cleveland's Vorgehen als einen Schnitzer und ein Verbrechen. Andere hervorragende Männer verurtheilen es ebenfalls, insbesondere der Geschichtsschreiber von Holst, Professor an der Universität Chicago. Dieser sagte:

„Die Botschaft des Präsidenten birgt die furchtbarsten und nachtheiligsten Folgen in sich, nicht nur für die Vereinigten Staaten, sondern für ganz Europa. Ich kann nicht hinreichend starke Worte finden, um die Trugschlüsse des Präsidenten und das Unrecht, das seine Worte in sich schließen, zu mißbilligen. Dies ist nicht Monroelehre, es ist die reine Dictatur. Der Präsident und Olney haben nichts als die Grundlage ihrer illegitimen Doctrinen. Ich verdamme ihre Auslassungen als öffentliche Schmach und eine Calamität. England ist völlig im Recht in der von ihm eingenommenen Haltung."

Ferner schreibt die „New-York World", welche die Botschaft des Präsidenten für einen gewaltigen Fehler hält und sie „eine bloße Eisenfresserei" nennt:

„Man braucht doch nur auf Canada und Britisch-Columbien hinzuweisen, um zu sehen, daß England in dieser Halbkugel keine fremde Macht ist. Großbritannien besitzt in Amerika größeres Gebiet, als wir, und war hier, ehe wir eine Nation wurden. Hätte England feindselige Absichten, wie die Worte des Präsidenten insinuiren, so brauchte es nicht auf einen Grenzstreit in dem fernen Venezuela zu warten, um unsere republikanischen Einrichtungen anzugreifen. Die Annahme ist absurd, und damit fällt das ganze Gebäude der patriotischen Rhetorik des Präsidenten."

In England verhält man sich denn auch sehr kühl zu den Drohungen Cleveland's. Die dortige Regierung hat bis jetzt noch keinerlei amtliche Mittheilung von Seite der Regierung zu Washington erhalten, sie würde aber erst dann

---

Feuilleton.

Der Geiger.

10] Original-Roman von Emmy Rossi.
Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Aber auch Bruno war erstarrt — das unermeßliche Glück lähmte ihn momentan — er war nicht einmal eines Gedankens fähig. Wie ein Trunkener wankte er die Treppe hinauf — dort stand Aurel — ahnungslos schritt er auf Bruno zu, da löste sich dessen Freudenbann, er stürzte ihm um den Hals: „Mein — mein Bruder", schluchzte er, in heiße Thränen ausbrechend, die über Aurel's Wangen flossen. Und Aurel, der bis dahin vergebens auf die Stimme des Blutes in seinen Adern gewartet, fühlte nun auch den Zauber der Zusammengehörigkeit — sie beide liebten eine Mutter. Sein Blut sprach eine freudige Bejahung diesem liebevollen Bruder — — —

Dasselbe, was Bruno vorher gesagt, daß Herbert heirathen mußte, sagte nun bei Tisch der alte Commerzienrath zu seinem Sohn. „Weißt Du, Herbert, Du bist nun bald 29 Jahre alt, das schönste Alter zum Heirathen."

„Ich denke nicht daran, zu heirathen, Papa — ich glaube nicht an die Treue der Frauen!"

„Ein Fall wiederholt sich in der nächsten Generation fast nie, wie die Erfahrung lehrt, und Du bist ein Mann, der Glück bei Damen haben wird, so wie er es will. Also wolle nur. Freilich, ich rathe Dir, wähle keinen Vogel Phönix — kein Wunder der Welt. Mach' es wie Jacques! Führe ein vornehmes, gebildetes Mädchen heim, das auf seinen Ruf hält, weil es eine Familie zu achten und ehren weiß — noblesse oblige — wähle Dir auch keine aus verarmtem Adel — Mädchen, die plötzlich zu Reichthum gelangen, verstehen nicht mit Geld umzugehen und können einen Rothschild bankerott machen — Geld zu Geld, das giebt die besten Ehen! Eine Schwiegertochter wie Clelia, das wäre thatsächlich das Ideal meiner Wünsche!"

„Gewiß, Papa — aber man findet sie nicht so leicht!"

„O, suche sie nur — es giebt, Gott sei Dank, noch viele vornehme Mädchen wie Clelia, die Dein großer Reichthum als Aequivalent für Aufgeben ihres Adels entschädigt. Und dann, setzt man es durch, falls es nöthig ist, daß man mich für verschiedene Dienste, die ich durch Lieferungen dem Staat geleistet, in den Adelstand erhebt — ist Deine Familie von Stand, so dehnt man sicher das Adelsprädicat auch auf Dich aus."

Herbert hörte schweigend zu, an Widerspruch dachte er nicht mehr — eine Frau war er seinem Vater eigentlich nicht schuldig, aber einen Kronprinzen! Bruno war noch zu jung, um ans Heirathen zu denken, eben 24 Jahre — und obgleich wie aus Stein und Stahl verwebt, zählte der Commerzienrath doch schon 75 Jahre — ein Alter, wo jeder Tag gezählt ist.

Seitdem der Aufruhr über die untreue Gattin durch Aurel's Schönheit wieder in dies vornehme Haus getragen, fühlte Herbert sich noch mehr zum Vater hingezogen als je. Sie harmonirten zwar immer vorzüglich, sie waren in allen Dingen einig, es handelte sich ja auch fast immer um geschäftliche Sachen oder Kunstgegenstände, wo der Sohn sich der classischen Autorität des Vaters beugte, wenn man das „beugen" nennen kann, daß sie zufällig, wie sie sich äußerlich ähnlich waren, auch innerlich ähnelten. Und die einzige seelische Streitfrage, die Mutter und Frau, Lila, da stand Herbert in schroffster Abwehr neben dem Vater. Er las sicherlich nicht, wie sein jüngerer Bruder, Bücher des Fortschritts — eine Dame der Gesellschaft achtete er, Künstliches kaufte er, die große Masse der hart arbeitenden, nach Erlösung schmachtenden Frauen übersah er, er kannte sie ja kaum — höchstens als Staffage der Straßen und als Dienerinnen im Staube des Lebensweges.

Nun da die überwundenen Schmerzen der Jugend wieder auftauchten, hatten sie noch einen weiteren scharfen Stachel für ihn bereit. „Sie" appellirte an Bruno's Herz, den Knaben, der eigentlich ihm gehörte, den er auf seine Art wirklich lieb hatte. Andererseits mußte er Jacques Recht geben, daß man Bruno freiwillig wählen ließe, ob er sie meiden oder aufsuchen wolle. Er wußte im Voraus, wie das Resultat ausfiel. Mußte denn aber ein „für" die Mutter auch ein „gegen" den Vater und Bruder bedeuten?"

Es war ihm eine Erlösung, daß ein Besuch dies Diner zu Zweien aufhob. — Der Commerzienrath sagte zwar gern „ich bin ein alter Mann", er glaubte es aber selbst nicht. Noch konnte die halbe Nacht im gesellschaftlichen Wirrwarr um ihn herum vergehen, wie gestern, und heute setzte er sich um sieben Uhr an den Scattisch und spielte noch um elf Uhr, als Bruno ihm Guten Abend wünschte.

Man sah Bruno wohl die Thränen von vorhin ab, aber auch die selige Freude — er drückte des Vaters Hand stärker und streichelte sie sogar.

Der Alte lachte ganz eigenartig: „Bruno will nämlich verreisen", sagte er zu seinem Gast, „na, wann geht denn die Reise los nach Frankfurtig?"

„Du willigst also ein, mein lieber, lieber Papa?"

„Nun natürlich — la grande chose — —"

„Aber nicht nach Frankfurt, Papa — weiter, nach Kairo — — — ist es Dir Recht?"

„Einerlei — meinetwegen zum — na, sagen wir höflich, Gott der Unterwelt!"

Aber Bruno streichelte dennoch die Hand, die sich ihm, wenn auch nicht ernstlich, zu entziehen suchte, ja, er küßte sie sogar, obgleich sie aufzuckte, als seine Thränen darauf fielen. Eine Scene, das war so recht des Vaters Geschmack in Gegenwart von Zeugen —

Doch Herbert hatte den Besucher durch eine geschickte Wendung so placirt, daß kein Dritter es bemerkte — als aber der fremde Herr sich verabschiedete, und Herbert gähnend sagte: „Es ist wohl Zeit für Alle, ins Bett zu gehen", blieb Bruno an seiner Seite, und wie schon so oft, betrat er auch Herbert's Wohnzimmer heute.

„Gute Nacht, Herbert, ach Berti, Berti, mein Bruder, mein lieber, lieber Bruder, sei mir nicht böse, das würde mein Glück trüben, denn wisse, ich bin heute der Glücklichste der Glücklichen!"

„Du Narr", sagte Herbert, aber seine Stimme zitterte.

Zwölftes Capitel.

Wenn bei Margarethe von Schlieffen zwei Bewohnerinnen vom Mond herringekommen wären, hätte sie nicht erstaunter sein können, als über die braune Chocolade-Puppe — denn Treffi ging ganz in braunem Sammet, während Mira, schneeweiß von Kopf bis Fuß, in der That des Doctors Scherzbezeichnung verdiente: „die Marzipan-Puppe". —

„Sehen Sie, Fräulein von Schlieffen, wir hörten bei Herrn Stern von Ihrem Unfall und daß Sie so großartig Clavier spielen. — Wir sind erst vier Wochen in Europa, wo es so sehr kalt ist, denn wir kommen von Buenos-Ayres, das heißt „schönes Lüftchen". Mama aber ist Engländerin und deshalb sprechen wir meist Englisch; Papa ist Deutscher, aber er hat einen englischen Namen; ich heiße Treffi, Therese, und Baby heißt Miriam, Myra ruft man sie! Wir suchen eine junge Dame von großer Virtuosität, zu wohnen mit uns, zu leben, zu unterrichten uns, denn unsere Duenna aus Buenos-Ayres ist schon halb todt vor rother Nase und Frost."

Baby knüpfte sich die große weiße Schutenschleife auf: „Und Ihr Doctor hat Herrn Stern gesagt, nicht sehr schlimm mit Fräulein von Schlieffen — in acht Tagen alles heil, nichts gebrochen, nur verrenkt — und wollen Sie zu uns kommen. Wir haben Parterre, Potsdamer Straße 129 Wohnung. Sie sollen es sehr gut haben, wir sind sehr liebe Kinder, Treffi und ich."

Alles in Margarethe jubelte auf, sie dachte sich, da für diese Saison doch ein öffentliches Auftreten wohl unmöglich wurde, wie reizend es sei, mit diesen beiden entzückenden Geschöpfen zu leben. Dann würde sie auch Aurel's Scheiden nicht so tief empfinden.

„Sagen Sie Ja", bat Baby mit ihrer jungen Kehlstimme.

„Nicht so hastig", wehrte Margarethe ab, obgleich innerlich entschlossen, diese Glücksfrage ihrer Zukunft zu bejahen, „lassen Sie mir ein paar Tage Zeit zur Ueberlegung — ich muß ja auch erst vom Herrn Professor selbst hören, was er über meine Entlassung bestimmt."

Das war den Püpchen eigentlich gar nicht recht — sie hätten am liebsten ihre begehrte Clavier-Duenna gleich mitgeschleppt, als wäre sie in dem Riesenpompadour der Einen und Anderen zu placiren.

„Und denken Sie, wir haben eben eine große Freude gehabt, draußen trafen wir Herrn Nelau, den wir in der Philharmonie gehört haben — so ein göttlicher Künstler — Baby hat ihm gratulirt —"

„Ja", sagte Baby, und ihre weißen Mauszähnchen knabberten an einem Bonbon, den sie aus der Bonbonnière geraubt, als Treffi sie Margarethe anbot, „ich liebe ihn schrecklich — ich hätte ihm so gern einen Kuß gegeben, aber ein Herr mit Brillengläsern wie Schuhu-Augen, lachte so dumm — wir in Argentinien küssen immer „danke schön!"

Treffi schien das auch ganz in der Ordnung zu finden. „Herr Nelau kam wohl von Ihnen, Miß von Schlieffen, Sie haben ja „in Privat" so schön mit ihm gespielt, daß in allen Zeitungen stand von der großartigen Margarethe Schlieffen. Und von Ihrem Unglück! Sonst hätten wir auch gar nicht gewagt, eine solche große Künstlerin zu bitten — wir beiden little girls!"

„Ja, kommen Sie, bitte, ja?" fügte Baby hinzu, und mit dem Uebrigen Zuckermäulchen küßte sie Margarethe ein „Bitte schön" auf die Wange — dann „wir kommen bald wieder", und wie ein Operetten-Pärchen verschwanden sie wie sie gekommen.

SLUB
Wir führen Wissen.